

Vom Kater zur Kunst

Wladimir Schinkarjows Kultbuch «Maxim und Fjodor»

Die modernen Mythen in West und Ost artikulieren sich am deutlichsten in den Kultbüchern: Amerika hat seine Road-Literatur, Russland seine Sauf-Literatur. Während der Traum der grossen Freiheit in den USA mit dem freien Himmel irgendwo über Colorado assoziiert wird, erblickt der Russe sein Glück auf dem Boden einer leergetrunkenen Wodkaflasche. Dass das Saufen in Russland nicht nur eine vielbeklagte Volkskrankheit darstellt, sondern auch als eigene Kunst zelebriert werden kann, führte erstmals Wenedikt Jerofejew in seinem Romandelirium «Moskau-Petuschki» (1969) vor. Zur eigentlichen Lebensform avancierte der Alkoholrausch in der 1984 gegründeten Leningrader Künstlergruppe «Mitki» – der eigenartige Name, der auf eine russische Verkleinerung zurückgeht, leitet sich von «Mitjok – Freund von Dmitri» ab. Gemeint ist Dmitri Schagin, der neben Wladimir Schinkarjow als eine der wichtigsten Figuren im spätsowjetischen Leningrader Underground gelten darf.

Die Koseform ist Programm: In einer Art Verhaltenskodex hat der 1954 geborene Wladimir Schinkarjow die Weltanschauung der «Mitki» definiert. Ein «Mitjok» kennt nur zwei Gefühlszustände: eine an Idiotie grenzende Zärtlichkeit oder eine sentimentale Schwermut. Auf die äusserliche Erscheinung wird kein Wert gelegt, die Kleider dürfen nur nicht «popelig» sein. Die offizielle Kultur (etwa eine Tut-anch-Amun-Ausstellung oder die Sammlung Thyssen-Bornemisza) bedeutet den «Mitki» nichts. Ein Mitjok verhält sich aber niemals aggressiv. Seine höchste Begeisterung drückt ein Mitjok aus, indem er eine Hand auf den Bauch legt, die andere zur Faust ballt und sie langsam auf und ab bewegt. Allerdings gelangt diese Geste nur in seltenen Fällen zur Anwendung, etwa beim Hören von Kassetten der russischen Rockgruppe «Aquarium».

Maxim und Fjodor, die beiden Titelhelden des nun auch auf deutsch vorliegenden Kultbuchs der «Mitki», sind fiktive Verkörperungen dieses Verhaltensideals. Als lebenswürdige Tagediebe geben sie sich dem Suff hin und praktizieren eine genuin russische Variante buddhistischer Weltent-rücktheit: «Der Schüler Wassili schenkte Fjodor

Daisetsu Suzukis Buch «Leben im Zen». Fjodor fragte Maxim, wie er mit dem Geschenk verfahren solle. «Das kannst du auf den Lokus hängen», antwortete Maxim. Der erleuchtete Fjodor tat, wie ihm geheissen.» Es ist bezeichnend, dass dieses Buch kaum einen individuellen Stil erkennen lässt, sondern als Sammelsurium verschiedener Anekdoten aus dem Leben der «Mitki» konzipiert ist. Der ins Leere laufende Humor der einzelnen Szenen gehört einem Kollektiv von Aussenseitern, die sich in einer absurden Welt gemütlich eingerichtet haben.

Maxim und Fjodor führen weder ein öffentliches noch ein privates Leben; sie gehen keiner Arbeit nach, sie kennen keine Frauen; ihre ganze Existenz erschöpft sich in einer Gratwanderung zwischen Rausch und Kater. Der bewussten Konturlosigkeit der Protagonisten entspricht die Absenz des Autors: Wladimir Schinkarjow erschafft seine Figuren nicht, sondern protokolliert ihren Kult. Genaugenommen schliesst diese Konzeption jedoch eine Drucklegung aus: «Maxim und Fjodor» entstand bereits 1981 und kursierte später lange Zeit als Manuskript im Underground. Erst 1996 wurde Schinkarjows Buch in Russland veröffentlicht. Was aber von jedermann gekauft, gelesen und mittlerweile auch auf dem Internet (<http://kulichki.rambler.ru/mitki/russian>) abgerufen werden kann, vermag nicht mehr einer Gruppe eine exklusive Identität zu stiften. Schinkarjow erschuf den Mythos der Mitki; er war aber auch der erste, der sich von diesem Mythos wieder verabschiedete, um sich seiner eigenen Malerei im Stil russischer Comics zu widmen. «Maxim und Fjodor» ist heute kein Kultbuch mehr; es dokumentiert aber eine Lebensphilosophie, die kurzzeitig den Sprung vom Kater zur Kunst geschafft hat.

Ulrich M. Schmid

Wladimir Schinkarjow: Maxim und Fjodor. Eine Sache in drei Teilen und Der Hausigel. Aus dem Russischen übersetzt von Beate Rausch. Berlin-Verlag, Berlin 1998. 160 S., Fr. 34.80.

Seit kurzem liegt Wenedikt Jerofejews Roman «Die Reise nach Petuschki» in einer Neuauflage vor. (Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998. 160 S., Fr. 23.–.)